

Züge. Was damals sicherlich voreilig war, scheint für die Gegenwart immer mehr zuzutreffen. Heute kann man durchaus mit einer gewissen Berechtigung danach fragen, ob es eigentlich neben Jugendlichen und alten Menschen überhaupt noch Erwachsene gibt.

Bibliographie:

Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (BMJFFG) (Hg.), Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Vierter Familienbericht, Bonn 1986; *Lothar Böhnisch*, Pädagogische Soziologie. Eine Einführung, Weinheim 1996; *Charlotte Höhn – Juliane Roloff*, Die Alten der Zukunft – Bevölkerungsstatistische Datenanalyse. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren Bd. 32, Stuttgart 1994; *Franz-Xaver Kaufmann*, Generationenbeziehungen und Generationsverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, in: *Kurt Lüscher – Franz Schultheis* (Hg.), Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften, Konstanz 1993, 95–108; *Karl Lenz – Lothar Böhnisch*, Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext, in: *Lothar Böhnisch – Karl Lenz* (Hg.), Familien. Eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim 1996, 9–63; *Kurt Lüscher*, Generationenbeziehungen – Neue Züge zu einem alten Thema, in: *Kurt Lüscher – Franz Schultheis* (Hg.), a. a. O., 17–47; *Karl Mannheim*, Das Problem der Generationen, in: *Karl Mannheim*, Wissenssoziologie, hg. v. *Kurt Wolff*, Neuwied 1964, 509–561 (orig. 1928); *Richard Münchmeier*, Von der Unterordnung zum Gegenüber. Zum Wandel im Generationenverständnis, in: *Lothar Böhnisch – Karl Lenz* (Hg.), a. a. O., 113–129; *Karl-Heinz Reuband*, Aushandeln statt Gehorsam. Erziehungsziele und Erziehungspraktiken im Wandel, in: *Lothar Böhnisch – Karl Lenz* (Hg.), a. a. O., 131–156; *Friedrich H. Tenbruck*, Jugend und Gesellschaft, Freiburg 1962.

Karl Ernst Nipkow Intergenerationalität in der Gemeinde*

Die kirchliche Gemeinde bietet gute Voraussetzungen für das Miteinander der Generationen, da bei Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen und Aktivitäten grundsätzlich immer alle Generationen angesprochen sind. Nipkow zeigt auf, welche Voraussetzungen und Wege eine Verbesserung dieser Beziehungen auch innerhalb der Kirche herbeiführen können, z. B. die Entwicklung hin zu einer kindergerechteren Kirche und zu stärkerer Mitbestimmung auch der Jugendlichen. Das stärkste Miteinander der Generationen ergibt sich interessanterweise auf Katholiken- bzw. Kirchentagen. Hoffnung liegt besonders auch in der Kirche als Erzählgemeinschaft. red

Der mir vorgegebene Begriff der „Intergenerationalität“ ist sprachlich etwas kompliziert; geläufiger ist die Formel von der „Kirche als Lerngemeinschaft“. Auch in der Kirche soll es ein „Zueinander der Generationen“ geben. Befürchtet wird ein Gegeneinander; zu beklagen wäre aber bereits ein gleichgültiges Nebeneinander.

* Hans Bernhard Kaufmann zum 70. Geburtstag

Die Thematik ist für unsere Zeit typisch. Solange sich der soziale Wandel nur sehr langsam vollzog, wuchs die junge Generation in relativ stabilen gesellschaftlichen und kirchlichen Zuständen auf, die aufs ganze gesehen gültige Werte verkörperten. Heute gibt es nur noch hier und da übriggebliebene geschlossene kirchliche „Milieus“, so der katholische Religionssoziologe Franz-Xaver Kaufmann (1989), und zwar, wenn überhaupt, eher in ländlichen als in städtischen Lebensverhältnissen.

Wo ist ein Miteinander zu erwarten?

Ein Miteinander ist immer dort etwas stärker zu erwarten, wo jung und alt sich häufig sehen, weil sie miteinander zu tun haben. Es ist folglich verständlich, daß sich der Blick auf die Ortsgemeinde richtet, um hier noch ein Stück Gemeinsamkeit auf der Grundlage gemeinsam geteilter Glaubensüberzeugungen und Lebensansichten, vor allem aber gemeinsamer christlicher Erfahrung festzuhalten oder wiederzugewinnen: „Intergenerationalität in der *Gemeinde*“. Dieser Ansatz ist sachgemäß. In der Gemeinde kann man sich Kirche schon eher als lernbereite Größe vorstellen im Vergleich zur sogenannten Amtskirche. Wir werden jedoch sehen, daß wir zu noch kleineren sozialen Formen der Begegnung und des Miteinander vorstoßen müssen.

Natürlich werden auch Papst, Kardinals- und Bischofskollegien bzw. evangelischerseits Kirchenleitungen auf Befragen betonen, daß sie für eine Kirche als Gemeinschaft eintreten. Man würde sonst der eigenen Theologie widersprechen, den wohlbekannten Formeln von der „Kirche als Leib Jesu Christi“ und dem „ganzen Volk Gottes“; theologische Ideen und kirchliche Wirklichkeiten unterscheiden sich jedoch. Bestimmte *Strukturen behindern* eine Kirche als Lerngemeinschaft, und zwar bereits als Gemeinschaft zwischen den erwachsenen Gliedern, nicht erst zwischen den Generationen.

Von großer und mehr als nur symbolischer Bedeutung wären Synoden unter Beteiligung von Jugendlichen. In der Evangelischen Kirche in Deutschland fand 1994 in Halle a. d. Saale eine Synode zu dem Thema „Aufwachsen in schwieriger Zeit. Kinder in Gemeinde und Gesellschaft“ statt (EKD 1995), leider erst jetzt zum erstenmal zu unserer Frage. Hinderlich sind sodann die Unterscheidung zwischen Klerus und Laien und ein Denken in hierarchischen Abstufungen kirchlicher Vollmacht mit dem Ausschluß bestimmter Personengruppen von Funktionen. Hinsichtlich der Kinder und Jugendlichen besteht ein Haupthindernis in dem Einwand, ob denn erwachsene Christen wirklich von Heranwachsenden lernen können und sollen. Insgesamt herrscht immer noch die Auf-

fassung, daß man Kinder und Jugendliche in der Kirche führen und prägen müsse.

Der Wortbestandteil „inter“ in „Intergenerationalität“ kommt aus der lateinischen Sprache und bedeutet „zwischen“, und man könnte sagen, daß es Gemeinschaft auch als ein Zwischen von Ungleichen gibt. Dieser Gedanke hat eine uralte Geschichte: Man möchte in Gesellschaft und Kirche einerseits Gemeinschaft, andererseits aber nicht (zuviel) Gleichberechtigung. Das hat zum Teil gute, vernünftige Gründe. Aufs ganze gesehen aber bleibt die Rede von Gemeinschaft eine Täuschung, wenn man nicht bereit ist, Möglichkeiten der Mitwirkung und darüber hinaus schrittweise auch der Mitbestimmung einzuräumen.

Viel wäre bereits gewonnen, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Kinder und Jugendlichen in unseren Gemeinden wachsen würde. Man hat einmal „*Prüfsteine auf dem Weg zu einer kindgerechten Gemeinde*“ formuliert (vgl. EKD 1995, S. 72 f). Zu ihnen gehören auch u. a.:

- „Wird die Arbeit mit Kindern als ein eigenständiger Arbeitsbereich der Kirchengemeinde angesehen, in die kirchlichen Ordnungen einbezogen und von den entsprechenden Gremien berücksichtigt“, d. h. „Welche Entscheidungsgremien befassen sich regelmäßig (!) mit der Arbeit mit Kindern?“

- „Wie drückt sich der Stellenwert der Arbeit mit Kindern im Haushaltsetat der Kirchengemeinde aus?“

- „Werden die kirchlichen Angebote für Kinder ihren Bedürfnissen und den immer komplexer werdenden Lebenszusammenhängen gerecht?“

Ein Miteinander mit *Kindern* ist in unseren Gemeinden vergleichsweise leichter anzubahnen als mit Jugendlichen. Es gibt ermutigende Berichte über gelingende Kindergottesdienste und faszinierende Beschreibungen von Kinderbibelwochen, bei denen Kinder, jugendliche Mitarbeiter/innen und Erwachsene zusammen sind. Im katholischen Raum sind die Funken von Lateinamerika mit Versuchen einer Familienkatechese auf Österreich und Deutschland übergessprungen (vgl. u. a. die Katalysatorrolle des katholischen Tübinger Religionspädagogen Albert Biesinger). Der Priestermangel hat es nahegelegt; aber aus der Not ist eine Tugend geworden. Eltern lassen sich zurüsten und rüsten nun ihrerseits in ihrer Wohnung ihre eigenen Kinder und andere Kinder für die Erstkommunion zu. Kinderfeste in der Gemeinde sind ein Renner: In kirchlichen Kindertagesstätten erleben Kinder ein Stück Gemeinde in der Person ihrer Erzieherin und in gemeinsamen Andachten. Sie besuchen ältere Menschen

der Großelterngeneration, die sich riesig darüber freuen. Zusammen mit den Kindern aus dem Kindergottesdienst bereiten sie dann und wann ein Teilstück des Gottesdienstes am Sonntagvormittag vor. Familiengottesdienste und nicht zuletzt die Feiern der Taufe und der Firmung (Konfirmation) führen die Generationen zusammen. Feste bleiben lange in Erinnerung.

Es ist eigens hervorzuheben, daß für die christliche Kirche der *Gottesdienst* das Zentrum für das Miteinander der Generationen bleibt und alles daher daran gelegen sein muß, ihn so zu gestalten, daß die Kinder und Jugendlichen in ihm Gemeinschaft erfahren. Suchen wir nicht nach „Intergenerationalität“ irgendwo sonst, *bevor* wir diesen Ort ins Auge gefaßt haben! Hier stiftet Gott selbst Gemeinde durch Wort und Sakrament, umfassend für jedermann; alle sind eingeladen. Die orthodoxen Kirchen lassen schon Säuglinge an der Kommunion teilnehmen; auf den Armen ihrer Mütter erhalten sie auf einem langen Löffel die Gaben.

Jugendliche dagegen erfahren den evangelischen Gottesdienst (hier habe ich eigene empirische Befunde aus der Württembergischen Landeskirche) als eine große Enttäuschung. Die Auswertung einer Teilstichprobe von 61 Berufsschüler/innen vor zwei Jahren zeigt: Der in der Konfirmandenzeit mehr oder weniger pflichtgemäß besuchte Gottesdienst erscheint in der Rückschau als „langweilig“, in seinem Verlauf als „schleppend“ und „steif“ („immer nach dem gleichen Schema aufgebaut“), „zu ernst, alles ist vom Pfarrer gelenkt“, mit „altmodischer“ Musik, einer meist „unverständlichen Predigt“ und durchweg ohne das Erlebnis von „Gemeinschaft“. Die Jugendlichen beobachten genau. Haben ausgerechnet Christen Berührungspunkte voreinander? „Die Kirche ist bei uns sehr unpersönlich. Unsere Kirche ist meistens nur halb gefüllt. In einer Kirche im Norden sind alle in kleinen Gruppen gesessen und haben sich vorgestellt. Bei uns sitzen viele in einer anderen Bank, um man nicht mit den anderen reden zu müssen.“ Sodann fehlen die Altersgenossen. Wenn mehr Jugendliche anwesend wären, hätte dieser Umstand allein schon einen Schneeballeffekt. Jetzt kommen sich die Konfirmanden verlassen vor. „Ich kenne nicht die Menschen, die in die Kirche gehen, und sie kennen mich nicht, da kann ich schlecht sagen, was ich von ihnen halten soll.“ Nicht wenige vergleichen das, was die Kirche im Gottesdienst und sonstwo sagt, mit dem, was die Kirche tut; ihre Forderung: daß sie „nach dem lebt, was sie predigt“.

Die Entfremdung der Generationen ausgerechnet im

Der Gottesdienst als das Zentrum

Herzstück der Kirche, im Gottesdienst, hat wohl mehrere Gründe, sicher aber den einer *lebensweltlichen Analogie-losigkeit*. Für die Kommunikationsformen im Gottesdienst gibt es in der Lebenswelt der jungen Menschen keine ihnen vertrauten Entsprechungen. Sodann fehlen innere Voraussetzungen. Die religiöse Sprache spricht von „Andacht“; was aber Andacht sonst im Leben sein könnte, lernen die Kinder heute nicht. Also ist auch dies ihnen fremd. Hier und da klingt in den Äußerungen durch, daß man eine überzeugend feiernde Kirche vermisst. Jugendgottesdienste sollen die Jugendlichen stärker ansprechen, und das ist auch der Fall, aber auf Kosten der „Intergenerationalität“. Jetzt fehlt die Erwachsenenengeneration; die Gemeinde fällt in „zielgruppenorientierte“ Veranstaltungen auseinander. Ältere werden manchmal auch von dem für sie neuen, „lauten“ Stil abgeschreckt: Entfremdung andersherum.

Ich kenne auf der Ebene der Gottesdienstformen hierzulande – aus anderen Kontinenten wie Afrika und aus anderen Kirchen wie Freikirchen wäre anderes zu berichten – nur eine Institution, besser, ein „Geschehen“, das junge Menschen und Erwachsene als christliche Gemeinschaft in Besinnung und gottesdienstlicher Feier überzeugend, für manche Teilnehmer/innen überwältigend, zusammenführt: die *Deutschen Evangelischen Kirchentage* und die *Katholikentage*. Aber es sind insgesamt Ausnahmesituationen, und viele sind enttäuscht, daß sich so wenig in den Gemeinden verändern läßt, wenn man dorthin zurückgekehrt ist.

Den freikirchlichen Versammlungs- und Frömmigkeitsformen und den Formen, die schon seit altersher in christlichen Bewegungen und Kommunitäten zu finden sind, ist abgelauscht, was in der römisch-katholischen wie evangelischen Kirche heute verstärkt erprobt wird: Intergenerationalität in noch *kleineren, überschaubareren* und damit *sozial dichterem und menschlich näheren Formen des Zusammentreffens*, als wenn sich die Gemeinde im Gottesdienst versammelt. In einem Überblicksartikel mit dem bezeichnenden Titel „Leben, Glauben und Lernen in der Generationengemeinschaft“ hat der frühere Direktor am Comenius-Institut/Münster, Hans Bernhard Kaufmann, beschrieben (1983), was gelingen kann und hoffen läßt. Er ist der spiritus rector im Trägerkreis der Christlichen Initiative „Brennpunkt Erziehung“. Ich erwähne dies, weil daran exemplarisch deutlich wird, was eine wesentliche Voraussetzung ist: Die Kirche lebt und erneuert sich in unserer Zeit (und zum Teil war dies schon in früheren Jahrhunderten der

Erneuerung von unten
– durch neue Begeg-
nungs- und Lebens-
formen

Kirchengeschichte der Fall) wesentlich „von unten“ durch phantasievolle, engagierte, von der Freude ihrer eigenen Glaubenserfahrung und dem Geist Gottes erfüllte Christen, die zusätzlich zum überkommenen Gesicht der Kirche neue Begegnungs- und Lebensformen suchen. Der „Kern“ dessen, was Kaufmann vorschlägt, ist: „1. In einer generationenübergreifenden Gemeinschaft etwas gemeinsam erleben – miteinander glauben – gemeinsam gestalten. 2. Familien (und Alleinerziehende) zusammenführen, damit sie während eines Wochenendes oder einer Ferienzeit oder in einem Projekt miteinander ausprobieren und einüben, was dann (in Familie, Nachbarschaft, Schule oder Gemeinde) weiter gelebt werden kann“ (S. 16). Nach einem solchen Generationengespräch mit Kindern und Erwachsenen von acht bis achtzig schreibt eine Mutter:

„Diese dreieinhalb Tage waren ein Erlebnis für mich, und ich danke Gott, daß ich eine Einladung zu dieser Generationentagung bekommen habe. Schon am zweiten Abend konnte ich mit meiner 14jährigen Tochter ein versöhnendes Gespräch führen, das unseren schwelenden Konflikt löste, das uns Lösungen für die Zukunft zeigte. Wir haben uns ‚die Wahrheit in Liebe‘ sagen können. Durch das Gruppengespräch sind Konflikte und vor allem verdrängte Konflikte bei mir aufgedeckt worden, so daß ich zwischen Entsetzen und Erleichterung hin- und hergerissen war.

Wenn ich mein ganz persönliches Fazit ziehe, so stelle ich fest, daß ich ‚meinen‘ Generationenkonflikt nicht von ‚meinem‘ Partnerkonflikt trennen kann. In diesen wenigen Stunden und Tagen habe ich plötzlich begriffen, warum ich Konflikte nicht mit meinem Mann besprechen kann – weil schon meine Eltern nicht mit mir sprachen und ich nicht mit ihnen sprechen konnte. Das verkehrte Verhaltensmuster lag schon fest verankert in mir, als ich heiratete. Angst oder Feigheit, ich vermag es noch nicht zu ergründen, haben mich mein Leben lang davon abgehalten, einen Streit wirklich ausdiskutieren. Meine Maxime, auf die ich auch noch stolz war, lautete: ‚Nur kein Streit!‘ Erst jetzt habe ich endlich gemerkt, daß es auch an mir liegt, wenn ich über die Dinge, die mein Herz und meine Seele belasten, nicht mit meinem Mann oder meinen Töchtern reden kann. S. K.“ (H. B. Kaufmann, S. 16 f).

Welch eine Verkettung von Faktoren, die die Kommunikation über drei Generationen hinweg untergründig erschwert haben, und die sich nun endlich aufzulösen beginnt! An dritten Orten, in einer anderen als der gewohn-

ten Umgebung und in Prozessen intensiven Sich-Öffnens wachsen neue Kräfte zur Verständigung heran, wird eine neue innere Freiheit entbunden. Der christliche Glaube bewährt und verwirklicht sich hierbei als Hilfe.

H. B. Kaufmann hat wie andere heute erkannt, „wie sehr die biblische Überlieferung darauf aus ist, im Erzählen und im Gespräch, in Spielszenen und im kreativen Gestalten neue Erfahrungen mit Gott zu ermöglichen, und das beginnt mit Kindern und jungen Menschen. Die christliche Gemeinde ist eine *Erzählgemeinschaft*, von Anfang an“ (S. 17, Hervorhebung durch mich). Dies kann aus Raumgründen hier nicht mehr entfaltet werden, statt dessen seien weitere konkrete Praxiserfahrungen erwähnt.

Joachim Hoffmann hat schon vor Jahren aus der Gemeindearbeit in Berlin-Marienfelde berichtet, wie sie angefangen haben, „Jugendliche – nämlich Konfirmanden – mit einem mehrwöchigen Praktikum in Seniorengruppen zu betrauen. Jeweils zwei bis fünf kamen auf eine Gruppe von zwölf bis zwanzig ältere Menschen.“ (1981, S. 1)

„Ein weiterer Schritt war die Einladung von alten Menschen in Konfirmandengruppen mit der Bitte, aus dem Leben zu erzählen. Für die betreffenden Gruppen waren diese Nachmittage im nachhinein die eindrucklichsten der ganzen Konfirmandenzeit; zum Teil hörten wir faszinierende Berichte aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren, z. B. Zeugnisse von Lebensbewältigung, die die Jugendlichen nicht kaltließen . . . Eine abendliche Versammlung zum 40. Jahrestag der Reichskristallnacht 1938 war für uns ein Schlüsselerlebnis.“ (Ebd.)

Es genügt, schon an diesen wenigen Beispielen zu erkennen, daß das Generationengespräch auf verschiedenen Ebenen angestrebt werden sollte. Kirche ist ein vielfältiges Gebilde, und je dichter Beziehungen gestiftet werden können, desto eher ist ein versöhnendes „Zueinander der Generationen“ zu erwarten. Hierbei erscheint auch die Gemeinde in vielfältiger Weise, nicht nur als Ortsgemeinde, sondern auch als Gemeinde am gegebenen Ort, wo immer nämlich der Geist Gottes Christen bewegt, „gemeinsam Leben und Glauben zu lernen“ (Nipkow 1982).

Literatur

Evangelische Kirche in Deutschland – Kirchenamt (Hg.), Aufwachsen in schwieriger Zeit. Kinder in Gemeinde und Gesellschaft. Synode der EKD, Gütersloh 1995; J. Hoffmann, Menschen verschiedener Generationen entdecken einander, in: Brennpunkt Erziehung. Orientierungshilfe aus christlicher Perspektive, 6. Jg., Nr. 6 (1981) 1 f; F. X. Kaufmann, Religion und Modernität. Sozialwissenschaftliche Perspektiven, Tübingen 1989; H. B. Kaufmann, Leben, Glauben und Lernen in der Generationengemeinschaft. in: Schritte. Magazin für Christen, Neukirchen – Vluyn, H. 4 (1983) 16–23; K. E. Nipkow, Grundfragen der Religionspädagogik, Bd. 3: Gemeinsam leben und glauben lernen, Gütersloh ¹1992.